

Es gilt das gesprochene Wort!
Bitte Sperrfrist beachten, Sonntag, 8. Mai 2022, 11.00 Uhr!

**Verleihung des Marie Luise Kaschnitz-Preises 2021
am 8. Mai 2022**

**Laudatio von
Prof. Dr. Rainer Moritz, Literaturkritiker, Übersetzer und Autor, Leiter des
Literaturhauses Hamburg**

ZITAT prüfen Ein Raum mit wandernden Türen

Laudatio auf Iris Wolff

Marie-Luise-Kaschnitz-Preis – Tutzing, 8.5.2022

1975 veröffentlichte der Schriftsteller Hermann Lenz seinen Roman „Neue Zeit“, den dritten Band eines insgesamt neunteiligen autobiografischen Zyklus, der 1997, ein Jahr vor Lenz' Tod, abgeschlossen wurde. Zwei Jahre zuvor hatte Peter Handke in einem aufsehenerregenden, in der „Süddeutschen Zeitung“ erschienenen Essay auf den bis dahin allenfalls als Geheimtipp geltenden Hermann Lenz hingewiesen und ihm den Weg zum Suhrkamp/Insel-Verlag geebnet.

Lenz' Roman „Neue Zeit“ gilt heute als eine der eindrucklichsten, unprätentiösesten Darstellungen des Zweiten Weltkriegs. Aus der Perspektive der Lenz'schen Alter-Ego-Figur Eugen Rapp, einem frühen Gegner des Nationalsozialismus, erzählt er von einem Außenseiter, der als einfacher Soldat durch den Krieg in Frankreich und Russland torkelt und sich keinen Illusionen über den Ausgang der Kämpfe hingibt.

Peter Handke erkannte die Qualität dieses Romans sofort und rezensierte ihn für „Die Zeit“. „Atemberaubend gegenwärtig“ erschien Handke das

Schreiben des knapp dreißig Jahre älteren Kollegen, der seinen Helden Eugen Rapp um des Überlebens willen jedes kleinste Details aus den Schützengräben und Stellungen erfassen lässt. Am Ende seiner ausführlichen Besprechung nennt Handke Lenz' Autobiografie einen „poetischen Geschichtsunterricht, voller Anmut, voller Würde“.

„Poetischer Geschichtsunterricht“, das ist ein Begriff, der sich in meinen Augen nur allzu gut auf das Werk von Iris Wolff, die wir heute ehren, preisen und loben, anwenden lässt. Umso mehr, da sie Autorin selbst eine kundige Hermann-Lenz-Leserin ist und ihrem Roman „So tun, als ob es regnet“ ein Lenz-Zitat als Motto vorangestellt hat: „Du musst dich umschauen, sieh um dich; was du bemerkst, das gehört dir.“

Iris Wolff folgt in ihren Büchern diesem Appell. Sie ist eine Erzählerin, die sich umschaut, die genau hinsieht, die ein Auge für alles Randständige hat, für die kleinsten Alltagsobjekte, eine Erzählerin, die die scheinbar unwichtigsten Verrichtungen der Menschen würdigt und diese nie als bloßes Dekorament einsetzt. Gleichzeitig sind ihre Bücher in einen historischen Kontext eingebettet und werfen Fragen auf, die uns heute mehr denn je beschäftigen: Was haben die Einzelnen mit den „großen“ weltpolitischen Ereignissen zu schaffen? Wie kann es gelingen, sich seine Freiheit in unfreien Zeiten zu bewahren? Und wann bleibt nur Resignation, wann kämpft man vergeblich um Unabhängigkeit im Mahlstrom der Geschichte?

Iris Wolffs Werk erteilt Geschichtslektionen. Es umspannt einen weiten Bogen und ist vor allem in seinen Anfängen auch vom Impuls getragen, historisches Wissen zu vermitteln, über das Banat, die Siebenbürger Sachsen, über das Leben von Minderheiten in diktatorischen Systemen, über Fluchterfahrungen und die mühsamen Versuche, in der Fremde zurechtzukommen.

Blicken wir zum Beispiel auf Iris Wolffs Roman „So tun, als ob es regnet“, der gewissermaßen ihren literarischen Durchbruch bedeutete. Aus vier miteinander verbundenen Geschichten ist er zusammengesetzt, und so

schmal er ist – mehr als 160 Druckseiten umfasst er nicht –, so prall gefüllt ist er mit dem, was europäische Geschichte im 20. Jahrhundert ausmacht.

1916 mit Weltkriegskämpfen in den Südkarpaten einsetzend und Jahrzehnte später auf der Aussteigerinsel La Gomera endend, durchläuft das Buch die schicksalhaften Umbrüche im Leben von Menschen, die den geschichtlichen Desastern nicht entkommen können und gleichzeitig nach Auswegen, nach Zufluchten suchen. Kriegstod, Selbstmord, Deportation nach Russland, Bespitzelung im Rumänien der 1960er-Jahre, Verschleppung ins Securitate-Gefängnis – kein Schrecken wird ausgespart, und doch soll dieser Schrecken bei aller Klarheit der Darstellung nicht das letzte Wort haben, breitet sich zwischen den Zeilen eine unangestregte Schönheit aus, die die Katastrophen des Jahrhunderts nicht weichspült, nicht verklärt und zugleich diesen etwas entgegenstellt, das den Bedrängten und Gedeemühten Halt gibt.

Die meisterhafte Stilistin Iris Wolff setzt dabei kein Wort zu viel, verknüpft ihr dichtes Gespinnst von Familienepisoden mit zart hingetupften, luftigen Naturbildern und findet für alles Schreckliches wie für alles Schöne des Lebens unverbrauchte Bilder, die in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur kaum ein Pendant haben.

Zum Gespinnst dieser Prosa gehört es, dass es von Leitmotiven strukturiert wird. In Wolffs Roman „Leuchtende Schatten“ ist es eine Halskette, die die von den Nazis verfolgte Harriet trägt, und in „So tun, als ob es regnet“ Henriettes blauer Ring den sie einst im Tausch gegen Brot und Speck erhielt. Im letzten Teil trägt ihn Henriettes Enkelin Hedda auf Gomera. Wie er in die Familie kam, ist inzwischen vergessen, doch er trägt stillschweigend ein Erbe fort, verbindet zwei Wesensverwandte, die Enkelin mit ihrer Großmutter.

Vier Romane hat Iris Wolff seit 2012 vorgelegt, vier Romane, die eine Entwicklung zeigen, sich mehr und mehr erzählerische Freiheiten nehmen und formal kühner werden. Während die ersten beiden von

ihnen – „Halber Stein“ und „Leuchtende Schatten“ – noch konventioneller gebaut sind und den pädagogischen Willen verraten, den Leserinnen und Lesern historisch auf die Sprünge zu helfen, schwimmt sich die Autorin mit den folgenden Büchern zunehmend frei. Dass diese interessanterweise schmaler werden, ist ein Indiz für die Absicht, weniger auszuerzählen und für die Sicht auf die Welt formale Entsprechungen zu finden.

„So tun, als ob es regnet“ tut dies mit der lockeren Verschränkung von vier Geschichten, und „Die Unschärfe der Welt“ verteilt das Erzählte auf sieben Perspektiven, ohne dass die eigentliche Hauptfigur des Romans, Samuel, selbst in den Mittelpunkt rückte. Was ihn auszeichnet, was seine – um ein heikles Wort zu verwenden – „Identität“ ausmacht, bleibt in der Schwebe. Wie Florentine, Stana und Oz auf Samuel blicken, das schafft die Konturen seines Bildes. Identität ist ein Puzzle, dessen Teile man nicht selbst platziert. Identität ist ohne die anderen nicht denkbar.

Iris Wolffs Bücher sind, keine Frage, fest verankert in der modernen Erzähltradition des 20. Jahrhunderts. Es mag Leserinnen und Leser geben, die Iris Wolff lesen, um in eine untergegangene Welt eintauchen zu können, an verblichene Redensarten, Bräuche und ferne Landstriche erinnert zu werden, die nur mehr in der Erinnerung leben. Wer genauer hinschaut, sieht freilich, wie um diese Heraufbeschwörungen gerungen wird, wie alles einem gewissermaßen erkenntnistheoretischen Zweifel unterliegt.

Identität, Sprache, Erinnerung – nichts davon ist eindeutig, bringt Eindeutiges hervor, und jedes nicht epigonale Erzählen muss dem Rechnung tragen. „Die Leute erzählen ihre Geschichten auf seltsam feststehende Weise. Als wären sie so genau so passiert. Dabei war, das ahnte Karline, jede Geschichte auf hundert mögliche Weisen passiert, und alle waren gleich wahr und nicht wahr“, heißt es in „Die Unschärfe der Welt“ – ein Gedankengang mit weitreichenden Konsequenzen. Denn sobald man ihn ernst nimmt, tun sich Abgründe auf. So sehr die

Menschen nach Stabilität suchen und deshalb ihr Leben „auf seltsam feststehende Weise“ erzählen und resümieren, so klar ist, dass die Literatur mit diesen einfachen Lösungen nichts im Sinn hat. Das Leben und das erinnerte Leben sind nicht mit einem Maß zu messen, ja, auf die Erinnerung selbst ist kein Verlass. Sie ist, wie es heißt, ein „Raum mit wandernden Türen“.

Die Modi des Sich-Erinnerns, darum kreist die Literatur seit 1900 sehr oft, und man muss nicht auf die Werke Marcel Prousts, Heimito von Doderers und Ingeborg Bachmanns verweisen, um deren Bedeutsamkeit zu erkennen. Iris Wolff reiht sich unaufdringlich in diese Tradition ein, findet für das Ringen mit der Erinnerung ganz eigene Bilder. „Während der Kindheit sind wir eins mit dem, was uns umgibt“ – so steht es in „Leuchtende Schatten“, und weil wir diesen paradiesischen Zustand verlassen, verlassen müssen, weil wir fortan reflektieren, was wir tun, und die Erinnerung keine Verlässlichkeit schafft, deshalb gibt es nirgendwo festen Boden. Was wir haben, ist eine unscharfe Welt, eine Welt, von denen wir verschiedene Versionen haben, nicht mehr und nicht weniger. Ausweichen können wir der Vergangenheit nicht – oder wie es in „Die Unschärfe der Welt“ lautet:

„Es gab nichts, was nicht wiederkam, nichts, was verlassen werden konnte. Er konnte die Zeit nicht in Büchern einschließen, alles lebte in ihm fort. (...) Es war nichts Verwerfliches an der Sehnsucht, zu den Orten zurückzugehen, die einen geprägt hatten. Nicht, um einmal gefasste Überzeugungen zu bestätigen, sondern um abzugleichen, wo man unterdessen ein anderer geworden war.“

Die Unschärfe der Welt korrespondiert mit einer unvermeidlichen Unschärfe der Sprache – auch das ein Topos moderner Literatur. Schon im ersten Kapitel im Roman „Die Unschärfe der Welt“ ist diese Erfahrung komprimiert: „Florentine spürte Worten gegenüber ein nie ganz aufzulösendes Unbehagen. Die Unschärfe der Aussagen verunsicherte sie. Wie sehr sie sich auch bemühte: Sprechen reichte nicht an die

Wirklichkeit der Erfahrung heran.“

Das sprachliche Festhalten dessen, was einem widerfährt, sei es im Gespräch, sei es in der Literatur, ist immer eine unzureichende Annäherung, ein Sich-Herantasten. In Iris Wolffs Prosa zeigt sich diese Sprachskepsis zum Beispiel am häufigen Rückgriff auf den Konjunktiv. Schon der Buchtitel „So tun, als ob es regnet“ markiert diese Einkreisung der Wirklichkeit, auch wenn er den Konjunktiv durch den Rückgriff auf die gesprochene Sprache nicht setzt.

„Als ob“-Wendungen ziehen sich so durch diese Bücher wie die Brotstücke durch den Hänsel-und-Gretel-Wald. Manchmal ballen sich die Konjunktive in einem Satz so zusammen, als sei die Wirklichkeit nur in Vergleichen, nur in einem permanenten Als-ob zu fassen: „Es kam ihr vor, als müsste sie sich alles einprägen, als bestünde die Gefahr, dass sie etwas übersehen konnte, als wäre das, wonach sie suchte (...) abseitig, verborgen.“

Wir müssen mit der Ambivalenz leben, mit der oft unbefriedigenden Erfahrung, dass die Welt nur unscharf zu fassen ist, dass das Sprechen über die Welt unscharf ist. Dass die Literatur nicht dem Eindeutigen das Wort redet, lässt sich mit Iris Wolffs Texten gut begreifen. Es gilt, diese Unschärfen auszuhalten, sich dem Unklaren und Zweideutigen immer wieder zu stellen.

Das freilich ist ein Notstand, aus dem sich Kapital schlagen lässt. Denn die Wolff'schen Figuren nisten sich in diesem Zwischenreich ein, hören zu, „was die Wörter miteinander verhandelten, welche Erinnerungen sie anrührten“. Die Wörter sind, wie es heißt, in einem „unbestimmten Raum angesiedelt, in dem Denken und Fühlen ineinander übergangen“. Daraus entsteht, glaube ich, die Wirkmächtigkeit, der Sog dieser Prosa. Wer den Wörtern zuhört, sie nicht im Vorhinein auf etwas festzulegen sucht, taucht ein ins Flirrende. Sich im Als-ob-Modus der Welt anzunähern, das schafft einen Reichtum der poetischen Vieldeutigkeiten. Iris Wolffs Bücher zu lesen lässt uns daran teilhaben.

Um dieses Beziehungsgeflecht von Sprache, Denken und Fühlen kreisen die Gedanken der Figuren, ihre Gespräche, und immer wieder finden sich neue Bilder dafür. Ein besonders schönes aus „Leuchtende Schatten“ sei hier zitiert:

„Auf der Zibins-Brücke machte ich Halt, lehnte mich an die Brüstung und sah auf die Lichtspuren auf dem Wasser. Sie trugen denselben farblosen Ton wie der Himmel. Ich starrte auf die Wellen, schloss die Augen, verfolgte die flirrenden Punkte, die langsam über die Netzhaut wanderten und sich mit jedem Blinzeln weiter verflüchtigten. Das seien *Nachbilder*, hatte Harriet mich unterrichtet, als sie bemerkte, dass ich diesen Effekt immer wieder suchte. Optische Nachwirkungen, die entstanden, wenn man etwas lange betrachtete und dann die Augen schloss.“

Das Gesehene wird zum Nachbild, das einen selbstständigen Wert erhält und sich von seinem Ursprung löst. Bild und Nachbild gehen ineinander über, und wer behauptet, dass es nur auf die Bilder ankomme, weil sie vermeintlich „wirklicher“ seien, hat nicht begriffen, woraus es geht, und scheut sich, die Komplexität Denkens und Fühlens zu ertragen.

Kein Wunder also, dass Ella, die Freundin der „Nachbilder“, ständig auf der Suche ist nach Stadien des Übergangs. Sie richtet sich lieber im Ungefähren, in der Abschweifung ein; ihr „Fremdheitsgefühl“, wie es bei Hermann Lenz heißt, wird sie nie loswerden, will sie nie loswerden. Ella ist so eine „Wolkensammlerin“, wie Leo anmerkt, die „Löcher in die Luft“ starrt, anstatt Menschen konzentriert zuzuhören. Die Haltung des Abseitsstehens und Sich-Ausklinkens steckt auch in der rumänischen Redewendung, dem Iris Wolffs dritter Roman seinen Titel verdankt. „So tun, als ob es regnet“, nennt die Mutter die Abwesenheit, „die sich immer einstellte, wenn Henriette etwas langweilte oder sehr beschäftigte, andere im Gespräch waren oder auf sie einredeten, oder wenn sie ihr etwas auftrug, das sie nicht mochte.“

Henriettes Eigenheit, so zu tun, als ob regnet, wird von ihrer Enkelin Hedda weitergetragen, und ganz am Ende des Romans zeigt sich in

besonders nachhallenden Bildern, worauf dieses Ausscheren aus der Welt zielt. Es geht darum, sich selbst zu vergessen, alle Begrenzungen hinter sich zu lassen. In einem hellen Glücksmoment auf La Gomera erlebt Hedda eine kleine Offenbarung, ist ihr so, „als gehöre ihr alles“:

„Der Mond hob den Horizont aus dem Dunkel, die Sterne tauchten auf. Die Fischerboote lagen vor Anker, Fische, Schildkröten, Wale und Delphine trieben, ebenso wie sie, durchs Wasser. Alle Erinnerungen, alle Hoffnungen, Ziele und Ängste, die sich auf eine unbestimmte Zukunft richteten, waren nicht mehr von Bedeutung. Jetzt war sie hier. War es nicht genau das? Ging es nicht immer darum? (...) Jedes Ziel, jeder Wunsch diente dazu, irgendwo anzukommen, und wenn man nicht aufpasste, versäumte man den Moment, in dem man mit allen Sinnen spüren, wo man war.“

Hier zu sein, einfach nur hier zu sein und den außergewöhnlichen Augenblick mit allen Sinnen aufzunehmen und sich von nichts ablenken zu lassen – darum geht es. Das ist die unterschwellige Sehnsucht all der Suchbewegungen, die Iris Wolffs Figuren machen. Ja, diese Romane sind poetische Geschichtsstunden, die durch die Wechselbäder des 20. Jahrhunderts geleiten und nichts beschönigen, doch diese Romane erzählen auch von dem Verlangen, der Geschichte zu entkommen, die Wirklichkeit so intensiv zu betrachten und zu absorbieren, dass sich Momente der Zeitlosigkeit einstellen. Dieses Changieren macht Iris Wolffs Prosa so unverwechselbar, so betörend.

Viel noch, meine Damen und Herren, gäbe es über dieses heute auszuzeichnende Werk zu berichten. Zum Beispiel, dass diese Romane anmutige, federleichte Geschichten von der Liebe sind. Eine Laudatio soll ja nicht alles nacherzählen und zu viel verraten, sie soll Lust machen auf die angepriesenen Bücher. Und deshalb sei zum Schluss nur angedeutet, welche Fähigkeit Iris Wolff besitzt, zarte Bilder für sich anbahnende Lieben zu finden. Auch die Liebe schafft keine dauerhafte Sicherheit, auch die Liebe hat ihre Unschärfen und lässt sich – Samuel und Stana können

davon ein melancholisches Lied singen – nicht aus ihrem historischen Kontext lösen. Doch wenn die Liebe in kostbaren, ausgewählten Momenten alles hinter sich lässt und jede Beschränkung abstreift, dann findet Iris Wolff auch dafür wunderbare Töne.

Hätte ich noch Zeit, Ihnen meine Lieblingsliebesepisode vorzustellen, dann würde ich „So tun, als ob es regnet“ in die Hand nehmen und auf Seite 95 aufschlagen. Dann läse ich Ihnen vor, wie sich Heddas Eltern Vicco und Liane mit dem Motorrad für einen Tag ins 600 Kilometer entfernte Constanța ans Schwarze Meer aufmachen, nur um frischen Fisch zu essen, wie sie ihr Abenteuer auskosten und wie sie sich am Strand lieben. Allein dieses funkelnden, vor Sinnenlust sprühenden Stückes wegen lohnt es sich, den Roman zu lesen. Glauben Sie mir. Aber noch besser: Lesen Sie es selber nach.

Ich gratuliere Iris Wolff sehr zum Marie-Luise-Kaschnitz-Preis und danke Ihnen, meine Damen und Herren, fürs Zuhören.

Rainer Moritz